

nen Unfruchtbarkeit. Aber auch die völlige Trennung beider Aspekte würde zu keinem Ziele führen. Nur wer die Notwendigkeit einer „geschichtlichen“ Existenz der Offenbarung erfaßt hat, wird „Judaisierung“, „Hellenisierung“ nicht von vornherein schon als „Abfall“ verstehen; nur wer die Zuordnung von „subjektiv“ und „objektiv“ im Christentum zugibt, wird auch die „Geschichtlichkeit“ der Offenbarung voll zu erfassen vermögen. Nur wer in der Frage nach der geschichtlichen Verwirklichung des Wortes auch wirklicher „Hörer des Wortes“ bleibt, d. h. wenigstens offenbleibt für die Möglichkeit des Wortes von oben, kann ein Urteil über die irdische Form des Wortes fällen.

Fortsetzung folgt.

Naturphilosophische Erwägungen zum Menschenbild des Schöpfungsberichtes und der modernen Abstammungstheorie

Von Adolf Haas S. J.

1959 werden es 100 Jahre sein, seit Darwin sein epochemachendes Werk „Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ erscheinen ließ. Leider haben sich damals im Zeitalter der beginnenden Industrialisierung und eines ungezügelten Fortschrittsglaubens fast ausschließlich positivistische oder gar materialistische Wissenschaftler die Idee einer Stammesentwicklung zu eigen gemacht. So wurde schließlich in der Haeckelschen Ära der Entwicklungsgedanke geradezu zu einem Monopol des materialistischen Monismus. Das Wort „Entwicklung“ wurde zu einer Zauberformel, mit der man alle Welträtsel zu lösen hoffte¹. Der Umbruch des Denkens von der christlichen Weltanschauung eines persönlichen Schöpfers, der die Welt plant und erschafft, zur Weltanschauung des monistischen Evolutionismus wurde als die größte Geistestat der Geschichte gefeiert².

¹ E. Haeckel schreibt im Vorwort zu seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ (1886): „Entwicklung heißt von jetzt ab das Zauberwort, durch das wir alle uns umgebenden Rätsel lösen oder wenigstens auf den Weg ihrer Lösung gelangen können.“

² G. J. Romanes schreibt (zit. nach R. E. D. Clark, Darwin und die Folgen, 1954, 105): „Dann aber kam das Ende, mit einer Plötzlichkeit, die nur von seiner Vollständigkeit übertroffen wurde. Die Brunnen dieser großen Tiefe brachen auf durch die Kraft eines einzelnen Mannes, und noch nie hat in der Geschichte des menschlichen Denkens ein Umschwung stattgefunden, der diesem an Größe vergleichbar ist.“

Heute ist diese weltanschauliche Bindung zwischen dem Entwicklungsgedanken und dem monistischen Materialismus nach einer hundertjährigen leidvollen Geschichte überwunden und damit ist auch die Bahn frei geworden für eine tiefere Durchdringung des Entwicklungsgedankens. Wir dürfen allerdings nicht verkennen, daß der Neodarwinismus heute hie und da wieder — und zwar gerade in seinen führenden Autoritäten — den Rahmen einer biologischen Theorie verläßt und auf „Weltanschauung“ hin tendiert, freilich nicht mehr im Stil der kämpferischen Apologetik des alten Darwinismus. Bezeichnend ist etwa, wie B. Rensch in seinem Werk „Neuere Probleme der Abstammungslehre“ (1954, Vorwort zur 2. Aufl.) von einer naturwissenschaftlichen Weltanschauung spricht: „Es war überraschend und erfreulich, feststellen zu können, wie weitgehend nun heute — zum ersten Male im Verlaufe einer 150jährigen Forschungsperiode auf diesem für die gesamte Biologie und für die moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung so entscheidenden Forschungszweige — die Auffassungen konform geworden sind.“ Es ist doch wohl auch „weltanschaulich“ zu verstehen, wenn der führende amerikanische Paläontologe G. G. Simpson in seinem Buch „Auf den Spuren des Lebens“ (1957, amerik. Ausgabe: „The meaning of evolution“, 1951) eine „Ethik der Evolution“ versucht, die infolge ihrer engen Ausgangsbasis entsprechend kümmerlich ausfällt. Es ist doch wohl letztlich eine weltanschauliche Aussage, wenn Simpson im Schlußwort des genannten Buches über den Menschen schreibt: „Der Mensch ist das Ergebnis eines nicht zweckbestimmten, materialistischen Prozesses, der ihn nicht beabsichtigt hat. Der Mensch war nicht geplant. Er ist ein Zustand der Materie, eine Form des Lebens, ein Angehöriger des Tierreichs und eine Art in der Ordnung der Primaten — dem ganzen Leben und tatsächlich der ganzen Materie mehr oder weniger verwandt. Es wäre jedoch eine grobe Mißdeutung, zu behaupten, er sei nur ein Zufallsprodukt oder nichts mehr als ein Tier. Unter den unzähligen Formen der Materie und des Lebens auf der Erde — und, soweit wir wissen, in der ganzen Welt — ist der Mensch einmalig. Er verkörpert zufällig die höchste jemals aufgetretene Organisationsform von Materie und Energie“ (215). Dennoch darf man sagen, daß diese Äußerungen nicht im „kulturkämpferischen“ Sinne mißverstanden werden dürfen, da den betreffenden Autoren ein ehrliches Ringen um den Sinn der gesamten Evolution nicht abgesprochen werden kann. Das zeigt auch die Offenheit, mit der heute der Problemkreis „Schöpfung und Entwicklung“ diskutiert wird³. Der Gedanke der Evolution ist ja dem christlichen Altertum und Mittelalter — wenn wir etwa von Augustinus'

³ Vgl. z. B. P. Overhage S. J., Evolution der Organismen und christlicher Glaube: *StimmZeit* 161 (1958) 278—291 (mit weiterführenden Literaturangaben).

Entwicklungslehre⁴ absehen — mehr oder weniger fremd geblieben. Um so mehr ist heute der Zeitpunkt gekommen, einige grundsätzliche, positive Ergebnisse des Evolutionsgedankens herauszustellen.

„Geschichte“ der organischen Natur

Ein positiver Ertrag scheint mir darin zu liegen, daß wir heute ein ganz neues Bewußtsein vom Werden des Kosmos, vor allem der lebendigen Natur gewonnen haben. Dieses ermöglicht es uns heute, daß wir sinnvoll — freilich streng genommen nur in einem analogen Sinne — von einer universellen Geschichte der Natur, von eigentlicher Naturgeschichte sprechen können. Auch P. Overhage S. J. stellt diese neue Sicht besonders heraus:

„Es ist für die Menschen unserer Tage kennzeichnend, daß sie die Welt, in der sie leben, und das Geschehen, in dem sie stehen, viel stärker als frühere Generationen als Geschichte sehen . . . Es gibt eine Geschichte der Organismen, die geologische Ausmaße erreicht. Gewiß ist das, was während dieser riesigen Zeiträume, da der Mensch noch nicht auf dieser Erde erschienen war, geschah, keine Geschichte im eigentlichen, sondern nur im analogen Sinne, weil das Element der Freiheit fehlt. Aber das Leben auf unserm Planeten hat eine Vergangenheit, die Hunderte von Jahrmillionen zurückreicht und in bestimmte Perioden zerfällt. Man spricht von einem Paläozoikum, Mesozoikum und Känozoikum. Die Welt des Organischen zeigt einen zeitlichen Ablauf, einen Wandel und Wechsel, ein Aufsteigen und ein Sichentfalten, das, wäre es nicht eindeutig belegt, niemand in solch überwältigendem Ausmaß hätte ausdenken oder auch nur ahnen können . . . Eine neue gewaltige Dimension ist uns bewußt geworden, die durch die Ergebnisse der modernen Astronomie und ihrer Lehre vom Werden der Sonnen- und Sternenwelt in noch unermeßlichere Fernen hinausgerückt wurde, eine Dimension, von der die Alten kaum eine Ahnung hatten.“⁵

Es handelt sich hier um einen Geschichtsbegriff, der gerade durch den Entwicklungsgedanken besonders geprägt ist: Die lebendige Natur hat nicht nur Geschichte im Sinne des Bewältigens und Durchstehens eines zeitlichen Prozesses, eines „Geschehens“, in dessen unwiderruflichen Ablauf sie gebannt ist; sondern Geschichte der Natur, und zwar besonders der lebendigen Natur, ist wesentlich gekennzeichnet durch das im zeitlichen Prozeß sich ereignende Entwicklungsgeschehen. Diese analog-geschichtshafte Entwicklung enthüllt sich als ein zwischen Entstehen und Vergehen, zwischen Geburt und Tod eingespannter, sich selbst gestaltender und entfaltender Lebensprozeß, und zwar nicht nur des Individuums, sondern auch gerade der überindividuellen Artgestalten und ihrer phylogenetischen Entfaltung. N. Hartmann hat gerade darin das neue kategoriale Moment am We-

⁴ Vgl. A. Mitterer, Die Entwicklungslehre Augustins im Vergleich mit dem Weltbild des hl. Thomas v. Aquin und dem der Gegenwart, Wien 1956.

⁵ A. a. O. 278 f.

sen des organischen Prozesses gesehen: „die geschlossene zeitliche Ganzheit des zwischen Anfang und Ende sich selbst begrenzenden und sich in sich gliedernden Prozesses“. Diese zeitliche Ganzheit der nicht nur der Form, sondern auch dem Prozeß nach unteilbaren Einheit des Individuums wie der überindividuellen Artgestalt, ist das eigentliche Charakteristikum der organischen Naturgeschichte. Freilich wird es in der Einzelgeschichte des Individuums besonders sichtbar, wie jede Phase des Lebensprozesses ihre eigentümliche Gestalt vom zeitlichen Ganzen dieses Prozesses her erhält, von dieser also mitbestimmt ist. N. Hartmann weist in seiner tiefgründigen Analyse der organischen Prozeßform gerade darauf hin: „Das, was sich im Lebensprozeß identisch erhält, ist nicht ein Stadium, auch nicht die organische Form, sondern das Prozeßgefüge mit seinem zeitlichen Gestaltcharakter, der Gesamtrhythmus des Lebens, in dem jedes Stadium vorwärts wie rückwärts auf die übrigen Stadien fest bezogen bleibt. Jede Phase in ihm hat ihre eigentümliche Prägung vom zeitlichen Ganzen des geschlossenen Lebensprozesses her. Man kann also auch sagen: Die Prozeßkurve als solche ist das Identische, das die zeitlich auseinandergezogenen Stadien verbindet. Genauer muß es heißen: sie ist die in jedem Stadium miterscheinende Einheit eines zeitlich Ganzen. Denn so hängen die Stadien in dieser Prozeßform zusammen, daß die vergangenen in dem gegenwärtigen nicht schlechthin vergangen, die künftigen nicht schlechthin künftig sind. Jene erhalten sich in ihm als die noch ihm anhaftenden, diese kündigen sich an, als die schon vorweg richtungbestimmenden. Das Identische in der Abfolge der Stadien liegt insofern über den bloßen Prozeßcharakter hinaus — man könnte sagen: in dem besonderen Prozeßgesetz, dem Gesetz der Lebenskurve. Die Allgemeinheit dieses Gesetzescharakters ist denn auch in der durchgehenden Gleichartigkeit der Lebenskurve aller Individuen einer Art unmittelbar greifbar.“⁶

Das Gesagte gilt auch in analoger Weise von der überindividuellen Geschichte der Arten, von denen wir heute viele Gruppen in ihrer Entfaltung — trotz der vielfach lückenhaften fossilen Dokumentation — ganz gut überblicken können. Das hat jüngst erst wieder der Paläontologe Fr. Frh. v. Huene — um nur ein Beispiel zu nennen — in seinem fundamentalen Werk über „Die Paläontologie und Phylogenie der niederen Tetrapoden“ (1956) für den Stamm der Vierfüßler eindeutig klargelegt. Die Stammesgeschichte der Tetrapoden zeigt nach v. Huene das Bild eines „natürlichen Lebensbaumes“ (693). „Das bedeutet aber nichts anderes“ — wie v. Huene weiter ausführt (694) —, „als daß wie der Plan des Individuums durch Organisationskräfte

⁶ N. Hartmann, Philosophie der Natur, Berlin 1950, 523 f.

festliegt und stets ausgeführt wird, daß ebenso auch der Gesamtplan der historischen Organisation der Vertebraten in den geologischen Zeiträumen festgelegt und ausgeführt worden ist. Es ist ein Lebenslauf höherer Ordnung als der Lebenslauf eines Individuums.“ In diesem Zusammenhang wäre auch zu erinnern an die Eigencharaktere der verschiedenen Erdzeitalter, an die großen erdgeschichtlichen Stilkreise, die man heute doch als „echte historische Individualitäten“⁷ bezeichnen darf. Ganz folgerichtig spricht auch A. Wenzl in seiner „Metaphysik der Biologie von heute“ ([1937] 44) in diesem Zusammenhang von einer „Entelechie der Entelechien“.

Es ist hier noch einmal daran zu erinnern, daß der eigentliche Ort der Geschichte in einem ausgezeichneten Sinne der Mensch ist⁸. C. Fr. v. Weizsäcker bemerkt in seinen Vorlesungen über „Die Geschichte der Natur“ ([²1954] 9) folgendes: „Was den Menschen auszeichnet, ist nicht, daß er Geschichte hat, sondern daß er etwas von seiner Geschichte begreift.“ Ich muß diesen Satz Weizsäckers noch dahin ergänzen, daß der Mensch nicht nur Geschichte hat und begreift, sondern vor allen Dingen, daß dieses Begreifen infolge der geistgeprägten Freiheit und des Selbstbewußtseins des Menschen selbst wieder geschichtsbildend wird und in dieser schöpferischen Rückbezogenheit des Menschen in seine eigene Geschichte der Mensch sich selbst — im Gegensatz zu allen Organismen — als geschichtliches Wesen erst voll erkennt und erlebt. In dieser geschichtsbildenden „Selbsterkenntnis“ ergreift aber der Mensch zugleich auch die außer ihm lebende Natur als eine geschichtliche und damit kommt schließlich im Menschen wahrhaft die kosmische Geschichte zum krönenden Abschluß. Hieraus ergibt sich dann aber ein zweiter positiver Ertrag des Entwicklungsgedankens:

Der Mensch als Zielpunkt der organismischen Entwicklung

Wir begreifen heute den Menschen viel konkreter, als das vielleicht früher möglich war, als Erfüllung und sinngebenden Abschluß der gesamten organischen Naturgeschichte. Der Mensch ist somit nicht nur rein faktisch an der Spitze der Evolutionspyramide, sondern er ist auch durch seine einmalige leib-geistige Ausstattung die sinngebende Gestalt des lebendigen Kosmos. Wir begreifen in neuer Weise, was schon J. Ranke 1886 im Vorwort zur 1. Auflage seines berühmten Werkes „Der Mensch“ geschrieben hat: „Die Grundlage aller in diesem Buche enthaltenen Betrachtungen bildet der allgemein anerkannte

⁷ C. Chr. Beringer, Die Urwelt, Stuttgart 1951, 212.

⁸ Vgl. hierzu die tieferschürfende Arbeit von B. Lotz S. J., Zur Geschichtlichkeit des Menschen: Schol 26 (1951) 321—341.

Satz, daß in gesetzmäßiger, d. h. logischer Weise die gesamte animale Welt in körperlicher Beziehung zu einer idealen Einheit zusammengeschlossen ist, an deren Spitze der Mensch steht. In diesem Sinne ist das Tierreich der zergliederte Mensch und der Mensch das Paradigma des gesamten Tierreiches.“ Wie kommt die Evolutionsforschung heute zu dieser zentralen Sicht? War es nicht gerade die Aufgabe der auf den Menschen angewandten Abstammungslehre gewesen, den Menschen aus seiner bisherigen zentralen Stellung im abendländischen Weltbild zu entfernen und ihn in die allgemeine Entwicklung der Organismen sozusagen einzuebnen? Warum ist diese „Einebnung“ trotz aller Bemühungen im Letzten nicht gelungen? Wir verkennen nicht, daß die meisten neodarwinistischen Evolutionsforscher sich der hier vorgetragenen finalen Betrachtung als eines wissenschaftsfremden oder gar wissenschaftsfeindlichen Gesichtspunktes streng enthalten. Sie berufen sich hierbei darauf, daß die Evolutionsfaktoren Mutation und Selektion ja nur zufällig wirkende Ursachen seien und keine finale Struktur zu erkennen sei. Sie vergessen aber dabei, daß sich Mutation und Selektion immer in einem vorgegebenen, lebendig-dynamischen „Organisationsfeld“ ereignen, wodurch von vornherein ein finaler Rahmen abgesteckt wird. Aber davon abgesehen, liegt die finale Sinnfrage gleichsam in einer anderen Ebene, als die Frage nach den wirkursächlichen Einzelfaktoren der Evolution. Es muß zugegeben werden, daß es bei phylogenetischen Einzelabläufen oft schwer, wenn nicht unmöglich sein mag, den Sinn und das Ziel dieses Einzelgeschehens aufzuweisen. Es ist so — um einen Vergleich zu gebrauchen —, wie wenn man bei der Betrachtung eines Mosaiks von riesigen Ausmaßen so nahe an das Bild herangerückt ist, daß man nur einen ganz kleinen Ausschnitt mit verhältnismäßig wenigen Mosaiksteinchen erfassen kann. Man wird dann den Sinn dieses winzigen Ausschnittes auch nicht begreifen können. Das wird erst möglich, wenn das Mosaik in seiner Ganzheit von einem umfassenden Standpunkt aus betrachtet wird. Erst dann erscheint das dargestellte Bild, und auch das Einzelne wird im Ganzen deutlich und deutbar. Finalbetrachtung ist deshalb immer notwendig Ganzheitsbetrachtung. Solange Evolutionsforscher den ganzheitlichen Gesichtspunkt ausschalten, wird ihnen notwendigerweise sowohl die Sinnfülle der gesamten Evolution wie auch der Einzelabläufe entgehen. Wir fragen also: Inwiefern ist die menschliche Gestalt Sinn und Ziel des sich entfaltenden lebendigen Kosmos? Zur Beantwortung dieser Frage muß ich etwas weiter ausholen.

Das Bild vom Ablauf der organischen Entwicklung zeigt trotz seiner Lückenhaftigkeit und des vielfach konstruktiv-hypothetischen Charakters dennoch bestimmte Wesenszüge, die auch ein zukünftiger

Zuwachs an neuem fossilem Material nicht mehr verändern wird. Zu diesen Wesenszügen rechnet die heutige Evolutionsforschung das Phänomen der stufenweise fortschreitenden Höherentwicklung, der Anagenese (nach Rensch), der Elevation (nach Franz), um nur zwei Namen aus vielen zu nennen. Dieser biologische Aufstieg der Organismenwelt besteht in der zunehmenden Differenzierung und harmonischen Integration einerseits und in der wachsenden Umweltunabhängigkeit der Organismen andererseits. Ich weiß, daß den genannten Kriterien keine volle Eindeutigkeit zukommt⁹ und daß damit das Phänomen der Höherentwicklung in vielfältiger Weise falsch verstanden werden kann. Aber auf Grund des reichen Tatsachenmaterials kann an der ganz allgemein festgestellten Erscheinung des biologischen Aufstieges heute nicht mehr gezweifelt werden.

Nun ist dieser biologische Fortschritt natürlich nicht unbegrenzt. Viele Typen beenden ihre evolutive Ausgestaltung nicht durch Aussterben, sondern durch Eintritt in eine „stabile Phase“¹⁰. So gab es im Flugmechanismus der Vögel seit etwa 20 Millionen Jahren, bei den Insekten seit über 30 Millionen Jahren keinen Fortschritt. J. Huxley ist nun der außerordentlich bedeutungsvollen Meinung, daß im Laufe der Gesamtevolution bis zum Ende des Tertiärs schließlich nur noch ein fortschrittlicher Weg offenblieb: der Weg, der zum Menschen führte!

Dieser Weg zum Menschen war am Ende des Tertiärs — also vor etwa einer Million Jahren — bereits eindeutig beschritten. Die Menschheitsentfaltung ist das letzte große Ereignis der Evolutionsgeschichte. In mehrfacher Hinsicht ist dieses Ereignis von einer geradezu erregenden Einmaligkeit. Wir stehen z. B. vor der erstaunlichen Tatsache, daß die humane Entwicklungsphase zu einer einzigen Art geführt hat und von dieser getragen wird, gegenüber mehr als einer Million heutiger Tierarten und einer Drittelmillion Pflanzenarten des organischen Sektors. Der zeitlichen Ausdehnung nach umfaßt die Evolutionsgeschichte des Menschen vielleicht kaum ein halbes Tausendstel der gesamten Lebensgeschichte. So steht der Mensch wirklich sowohl, was die raum-zeitliche Erstreckung seiner phylogenetischen Entwicklung betrifft, wie darin, daß sich seine Gestalt nur in einer einzigen Art ausspricht, an der gleichsam punktförmigen Spitze der Evolutionspyramide. Hier an dieser Evolutionsspitze scheint die genetische Entfaltung irgendwie zum vorläufigen Abschluß gekommen zu sein. Ein neuer bisher in der Phylogenese völlig unbekannter und auch

⁹ Vgl. die Zusammenfassung von P. Overhage S. J., Der biologische Aufstieg und seine Kriterien: Acta Biotheoretica 12, Pars II (1957) 81—114.

¹⁰ Vgl. G. Heberer, Fortschritt und Richtung in der phylogenetischen Entwicklung: Studium generale 9 (1956) 181.

nicht als ihr Produkt anzusehender Faktor erzeugt eine Mannigfaltigkeit ganz neuer Art: Es ist der Geist im Menschen, der sich selbst erkennt und geschichtsbildend in den kosmischen Prozeß eingreift. Infolge seiner substantiellen, leib-geistigen Einheit schafft der Mensch nicht mehr so sehr an der biologischen Vermannigfaltigung seiner Spezies, sondern an der Weiterentwicklung eines Kulturstromes, der dem Menschen immer wieder neue geistige Räume erschließt, der den Menschen auch in alle irdischen Räume geführt hat und ihn in Zukunft vielleicht auch noch in kosmische Fernen führen wird.

Darin aber sehen wir die einmalige und unwiederholbare Bedeutung dieser gesamten Evolutionsgeschichte, die in der menschlichen Gestalt gipfelt, daß Gott selbst dieser Spitze einen ewigen, göttlichen Sinn aufgeprägt hat, dadurch daß er selbst Mensch wurde in Christus. Hiermit erweist sich das Problem der Menschheitsentfaltung als eine Frage, die im Schnittpunkt sowohl philosophisch-theologischer wie biologisch-anthropologischer Fragen steht. Von beiden Punkten her gilt es deshalb das Menschenbild oder, besser gesagt, das Urbild vom Menschen und der Menschheitsentfaltung zu zeichnen. Da das theologische Urbild des Menschen im wesentlichen im Schöpfungsbericht der Genesis niedergelegt ist, gilt es zuerst diese Quelle zu befragen.

Das Menschenbild des Schöpfungsberichtes

Bevor wir uns der Darstellung des biblischen Urbildes vom Menschen zuwenden, möchte ich auf eine Auffassung gerade dieses Gegenstandes bei einem Großteil protestantischer Theologen hinweisen. Weite Kreise der neuprotestantischen Theologie finden sich damit ab, die ganze Abstammungsfrage besonders bezüglich des Menschen als eine rein naturwissenschaftliche Frage zu betrachten und die ganze Diskussion der Biologie und ihren Hilfsdisziplinen zu überlassen. Ja es wird den Theologen vorgeworfen, sie hätten nie ein Gespür dafür gehabt, wie brennend und bedrängend für den christlichen Laien der vermeintliche Gegensatz zwischen Schöpfungsglaube und wissenschaftlichem Weltbild sei. Man erinnert sich daran, wie in der Blütezeit des Darwinismus, etwa in der Haeckelschen Ära, als der Evolutionsgedanke tatsächlich fast unlöslich mit dem monistischen Materialismus verbunden war, wirklich der Laie vor der Alternative stand: entweder christlicher Glaube oder wissenschaftliches Weltbild. E. Brunner (Das Wort Gottes und der moderne Mensch, Berlin 1937, 36) beklagt es, daß die theologische Wissenschaft es versäumt habe, dem Laien über diese falsche Alternative hinwegzuhelfen, wodurch die Theologie mitschuldig geworden sei an der Abwanderung großer Massen von

Gebildeten aus dem Raum des christlichen Glaubens. Darum gelte es jetzt, sich (d. h. die Theologie) von jeder Diskussion und Bemühung einer apologetischen Tendenz bezüglich der Abstammungslehre frei zu machen. Nach K. Barth sind Wort Gottes und Wissenschaft bzw. Weltbild, also Wissen und Glauben, sowieso gänzlich und unrettbar auseinandergebrochen.

Aber auch wer diese extreme Trennung von Glauben und Wissen nicht mitmachen will, glaubt schon deshalb, daß es nicht zu einer Diskussion zwischen Offenbarungsglaube und Abstammungslehre kommen kann, weil nach der Ansicht vieler protestantischer Theologen die Erschaffung des ersten Menschen durch Gott und der Sündenfall gar keine wirklich-historischen Ereignisse seien, also Geschehnisse, die in die Ebene eines empirisch historischen Bildes eingezeichnet werden können. Der Urmensch liegt deshalb auch nicht in der Verlängerung unserer wirklichen Zeitlinie über den Neandertaler und den Frühmenschen hinaus in der Urzeit der Menschwerdung (vgl. J. Ternus S. J., Die Abstammungsfrage heute, Regensburg 1948, 13). Nach Brunner ist darum die traditionelle Lehre von der Geschichtlichkeit Adams als des von Gott geschaffenen Stammvaters der Menschheit nicht mehr zu vereinigen mit dem heutigen kopernikanisch-evolutionistischen Weltbild. Brunner zieht darum in seiner Dogmatik (2. Bd., Zürich 1950, 59) die Konsequenz: „Man kann nicht kopernikanisch denken, ohne die Adamshistorie preiszugeben.“ Ähnlich ergeht es dann der historischen Wirklichkeit des Sündenfalls.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, im einzelnen auf diese Ansichten zu antworten. Grundsätzlich kommt eine solche ahistorische Schöpfungstheologie, die die letzten Gehalte der Offenbarung in ihrem rücksichtslosen Entmythologisierungsprozeß ausklammert, für unsere Betrachtung nicht in Frage. Die päpstliche Bibelkommission, deren Lehrautorität dem kirchlichen Glaubensgericht (*Sacrum Officium*), entspricht, hat 1909 ausdrücklich erklärt, daß zu jenen Bestandteilen des biblischen Schöpfungsberichtes, die im Wortsinn zu verstehen seien, auch die besondere Erschaffung des Menschen gehört. Aber dazu kommt noch ein gewichtiger sachlicher Grund, den der katholische Theologe Feiner, in dem gerade erschienenen Sammelwerk „Fragen der Theologie heute“ (234) folgendermaßen ausdrückt: „Das kirchliche Lehramt und die katholische Theologie halten an der Geschichtlichkeit Adams fest, nicht weil sie meinen, es sei für jede Einzelheit des biblischen Schöpfungsberichtes ein bestimmter historischer Inhalt zu suchen oder wir müßten möglichst viel vom alten Weltbild der Bibel retten, sondern weil die Geschichtlichkeit Adams als des einen Stammvaters der Menschheit und die Geschichtlichkeit des Urstandes und des Falles, Voraussetzung und Grundlage der kirchlichen, in der Offen-

barung des Neuen Testaments begründeten Lehre von der Erbsünde und der Erlösung sind. Die Kirche interpretiert also die alttestamentliche Geschichte von Adam und vom Neuen Testament mit seiner geoffenbarten Sicht der Unheils- und Heilssituation der Menschheit her. Weil sie uns die im Neuen Testament gegebene Schau der Heilsgeschichte nicht umdeuten, verfälschen und damit preisgeben kann, darum kann sie auch die heils- bzw. unheilsgeschichtliche Voraussetzung nicht preisgeben, die im Alten Testament geoffenbart, aber durch die neutestamentliche Botschaft in ihrer ganzen Bedeutung erkennbar ist.“

Nach diesen heute notwendig gewordenen Vorbemerkungen stellen wir die Frage: Welches Bild entwirft die Theologie vom ersten Menschen, gestützt auf das Zeugnis der Heiligen Schrift? In der Beantwortung dieser Frage wollen wir besonders das hervorheben, was im Hinblick auf die Aussagen der Abstammungslehre uns von besonderer Bedeutung erscheint. Es wird also danach gefragt, wie sich der paläanthropologische Befund, d. h. die eindeutig von evolutivem Geschehen geprägten fossilen Menschengestalten vom biblischen Menschenbild her deuten lassen. Wir werden uns also nicht besonders mit der übernatürlichen Ausstattung des ersten Menschen beschäftigen, sondern diese nur soweit berücksichtigen, als sie in den Prozeß der natürlichen Menschwerdung hereinreicht und diese besonders gestaltet.

Es sind vor allem drei Aussagen über den ersten Menschen, die von grundlegender Bedeutung zu sein scheinen:

1. Der erste Mensch ist mit Leib und Seele als Mann und Frau in besonderer Weise von Gott erschaffen.

2. Die Natur des ersten Menschen besaß solche außernatürliche (präternaturale) Gaben, daß dieser Mensch in einem paradiesischen Zustand sich befand.

3. Dieser präternaturale Zustand des ersten Menschen ging durch die Tragik des Sündenfalls verloren. Der Mensch wurde dadurch als Strafe seiner eigenen gefallenen Natur und einer feindlich auf ihn einwirkenden Umwelt ausgeliefert. Damit gerät der erste Mensch und seine Nachkommenschaft unter den prägenden Einfluß der Evolutionsmechanismen der Natur, und wir müssen jetzt ein gerade von den biblischen Tatsachen her gefordertes, evolutionistisch geprägtes Erscheinungsbild der Nachkommen des ersten Menschenpaares fordern.

Zu den einzelnen Punkten noch einige kurze Erläuterungen:

1. Der erste Mensch ist mit Leib und Seele von Gott erschaffen. Die Geburtsurkunde der Menschheit steht in der Genesis 1, 26 ff. und 2, 7 ff.¹¹. Der Mensch tritt als leib-seelische Einheit in Erscheinung.

¹¹ Über das Weltbild des Schöpfungsberichtes und exegetische Fragen vgl. Th.

Diese Einheit ist von Gott erschaffen. Der Leib stammt allerdings nicht aus dem Nichts, sondern von einer vorgegebenen Materie, die wir heute mit einer gewissen hohen Wahrscheinlichkeit (nach Kälin mit „pragmatischer Sicherheit“) als vorgeformten, tierischen Leib auffassen dürfen.

M. Schmaus sagt zusammenfassend zu diesem Punkt: „Für das Verständnis des Menschen als einer auf Gott bezogenen Person, scheint es nicht von großer Tragweite zu sein, ob der Mensch aus einem unlebendigen Stoff, wie die Schrift in ihrer Bildsprache sagt, oder aus einem lebendigen organischen Stoff entstanden ist, falls nur zwei wichtige Einschränkungen gemacht werden. Die Theologie muß diese um des Glaubens willen betonen. Sie sind in der Enzyklika *Humani generis* von Pius XII. in dem vorhin angeführten Texte genannt. Die eine betrifft die unmittelbare Erschaffung des Geistes durch Gott, die andere betrifft die Abstammung aller Menschen von dem einen Adam. Nach der Äußerung Pius' XII. kann sich die menschliche Geistseele, die zwar der Materie zugeordnet, aber von ihr wesensverschieden ist, auf keinen Fall aus der Materie entwickelt haben . . . Gott hat die Geistseele, wie sich J. Kälin ausdrückt, der präorientierten Materie eingeschaffen . . . Der Geist ist dabei nicht in den Leib wie in ein fertiges Haus eingezogen, sondern hat als Seele an dem Aufbau und der Gestaltung des Leibes tätig mitgewirkt. So kommt dem Geiste eine gewisse Eigenständigkeit zu. Er ist jedoch, wenngleich er transzendenten Ursprung hat, sobald er in der Materie wirkt, damit die Materie Leib wird, auf das engste mit der Materie verbunden. Er gibt dieser das Gepräge, umgekehrt prägt sich auch die Materie dem ihr verbundenen Geiste ein. Dies geschieht in jener Seinsschicht, welche wir die metaphysische nennen. Die hier gemeinte Einheit von Geist und Materie, d. h. von Leib und Seele, ist daher jenem Forscher, der sich nicht im Metaphysischen, sondern im physischen, im physikalischen, im chemischen oder biologischen Bereich bewegt, unzugänglich. Was diesen Wissenschaften zugänglich ist, ist das Wirken der leib-seelischen Einheit.“¹²

Vielleicht müssen wir über das bisher Angenommene hinaus noch annehmen, daß Gott auch auf diesen vorgebildeten Tierleib noch einen schöpferisch-bildenden Einfluß ausübte, um ihn gerade zum Leib des Menschen zu gestalten. Denn die Leiblichkeit des Menschen ist nicht im strengen Sinn eine tierische, sondern eben grundlegend eine vom Geist durchstrahlte, menschentypische Leiblichkeit und Sinnenhaftigkeit. Letzteres hat besonders der Basler Zoologe A. Portmann durch seine interessanten Forschungen bewiesen¹³.

Der biblische Bericht läßt deutlich erkennen, daß dieser erste Mensch alle übrigen Geschöpfe durch seine Gottebenbildlichkeit überragt, wodurch er Krone und Herrscher dieser Schöpfung wird. Der Mensch ist als Mann und Frau erschaffen, wobei der biblische Ausdruck, daß Eva

Schwegler O.S.B., Die biblische Urgeschichte im Lichte der Natur- und Geisteswissenschaften; Bibl. Beiträge 11 (1951). Zur Frage des Monogenismus vgl. K. Rahner, Schriften zur Theologie I (1954) 253—322: Theologisches zum Monogenismus.

¹² M. Schmaus, Das naturwissenschaftliche Weltbild in theologischem Lichte: Naturwissenschaft und Theologie, Heft 1 (1957) 36 f.

¹³ Vgl. z. B. A. Portmann, Zoologie und das neue Bild des Menschen; Rowohlt deutsche Enzyklopädie (1956); ferner: Biologie und Geist, Zürich 1956.

aus Adam genommen sei, jedenfalls vor allem die beiden wesentlichen Bezüge aussagen will: nämlich erstens, daß Eva der gleichen gottebenbildlichen Natur ist wie Adam und sie ihm deshalb in grundsätzlicher Weise ebenbürtig ist und zweitens, daß sie Adam in dienender Ebenbürtigkeit helfe, die Welt zu beherrschen und das Menschengeschlecht fortzupflanzen.

2. Von besonderer Bedeutung ist nun, daß Gott diesen Menschen mit außernatürlichen (präternaturalen) Gaben beschenkte, die ihn in einen paradiesischen Zustand versetzten. Diese außernatürlichen Gaben sind eine Zugabe oder Auswirkung der streng übernatürlichen Gaben der Gotteskindschaft, die dem ersten Menschen verliehen wurden. Diese außernatürlichen Gaben bestanden im wesentlichen in dem „donum integritatis“, also der Gabe der „Naturunversehrtheit“, d. h. in der völligen Harmonie zwischen Sinnlichkeit und Geist und vor allem der völligen Harmonie des ersten Menschen mit seiner geschöpflichen Umwelt. Er besaß ferner leibliche Unsterblichkeit, da ihm der Tod ja nur angedroht war für den Fall der Übertretung des Prüfungsgebotes. Schließlich besaßen die Stammeltern eine ganz besondere Einsicht in natürliche wie übernatürliche Tatsachen. Adam benennt die Tiere nach ihrer inneren Eigentümlichkeit. Zusammenfassend könnte also folgendermaßen gerade im Hinblick auf die Abstammungstheorie formuliert werden: Der erste Mensch übte durch seine übernatürliche und vor allem seine außernatürliche Begabung einen harmonisierenden Einfluß auf sich selbst und seine geschöpfliche Umwelt aus. Wo Adam war, da war also Paradies.

3. Durch den tragischen Fall in die Sünde verlor der erste Mensch gerade auch das paradiesische „donum integritatis“. Das hatte aber ganz entscheidende Folgen. Jetzt prägt der erste Mensch infolge des Verlustes seiner außernatürlichen Begabungen und Begnadungen nicht mehr sich selbst und seine Umwelt im Sinne einer völligen Harmonie — sondern jetzt gerät der Mensch erst aus dem übernatürlichen und außernatürlichen Zustand in den „Naturzustand“. Das heißt aber für Adam, daß er jetzt selbst von der Natur geprägt wird, daß die Welt ihm Dornen und Disteln trägt und Eva bis in den Vorgang der Weitergabe des Lebens hinein in leidvoller Weise betroffen wird: sie muß von nun an in Schmerzen gebären.

Das Bild, das die Nachkommenschaft der Stammeltern uns bietet, muß jetzt in besonderer Weise von den evolutiven Kräften der Natur geformt sein.

Die weltoffene, nicht wie das Tier umweltgebundene Daseinsform des Menschen ist jetzt nach dem Fall das Eingangstor für die evolutiv wirkenden Kräfte der Natur. Wir dürfen hier auch daran erinnern, daß das Menschenkind — verglichen mit den anderen Säugetier-

jungen — wie Portmann festgestellt hat, fast ein Jahr zu früh auf die Welt kommt und erst nach einem extra-uterinen Frühjahr die eigentliche geburtsreife Form erreicht. Der weltoffene Mensch muß sich also infolge dieses eigenartigen Ontogenesetyps in einem geradezu „unfertigen“ Zustand schon mit seiner Welt auseinandersetzen, muß erst nach der Geburt die ihm typische aufrechte Körperhaltung erwerben und die ihn auszeichnende Wortsprache erlernen. Das Korrelat dieser Weltoffenheit ist die weitgehende Unspezialisiertheit entscheidender Organe des Menschen, z. B. seiner Hand. Beide Momente müssen von Anfang an Wesenszeichen der menschlichen Gestalt gewesen sein. Symbolhaft möchte ich diese beiden Wesensmomente ausgedrückt finden in der Nacktheit der Stammeltern, von welcher der biblische Bericht mehrmals spricht. Gen 2, 25 wird gesagt, daß der paradiesische Mensch nackt war und sich seiner Nacktheit nicht schämte. Es war eben jener Urzustand einer begnadeten Weltoffenheit, in welcher der Mensch göttliches Leben in sich trug. Nun gerät eben dieser Urmensch in einen tragischen Fall. Die Nacktheit seiner Weltoffenheit und Unspezialisiertheit wird ihm nicht genommen, denn sie ist ja tiefster Wesensausdruck seiner Natur. Aber sie ist nicht mehr das Tor, durch das der jetzt gefallene Urmensch lebenvermittelnd, paradiesstiftend zur Welt hintritt, sondern sie ist jetzt das Tor, durch das eine Dornen und Disteln tragende Welt auf ihn einstürmt. Darum erkennt er plötzlich nach dem Fall seine Nacktheit, er sucht sich gegen die auf ihn einwirkende Natur zu schützen, indem er sich bekleidet — oder wie es Gen 3, 21 sehr tief sinnig heißt, indem Gott ihnen Kleider machte. Rein biologisch gesehen, müssen wir jetzt erwarten, daß die Natur mit all ihren bekannten Evolutionsmechanismen den Menschen formt.

Wir könnten also in der Menschheitsentfaltung eine zweifache Wirkung der Evolution unterscheiden, eine erste, auf den Menschenleib hin „präorientierte“ Evolution, die einen Tierleib immer mehr in zahlreichen Schritten zum Menschenleib hin entwickelt. Nach der Erschaffung und dem Fall des ersten Menschen setzt aber eine „adaptive“ Evolution ein, in der der Mensch in der Auseinandersetzung mit der Natur sich dieser anpaßt, Sonderentwicklungen zeigt, die wiederum tierhafte Merkmale in sein Bild einprägen. Wir werden im folgenden zu zeigen haben, daß z. B. die starken Überaugenwülste der Anthropusgruppe und der Neandertaler solche Sonderentwicklungen darstellen. Da der gefallene Mensch aber Träger des über der Materie stehenden Geistes bleibt, so weiß er sich in einer immer stärker in Erscheinung tretenden Kulturentwicklung der Bindung an die evolutiven Kräfte der Natur weitgehend zu entwinden. Gerade der frühe Mensch muß aber noch entscheidend unter dem prägenden Einfluß evolutiver Kräfte gestanden haben.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß Evolutionserscheinungen am Menschen durch die Urtatsachen der ersten Menschen nahegelegt, ja vielleicht sogar gefordert werden¹⁴. Ohne jemals voraussagen zu wollen, wie der erste Mensch und seine unmittelbaren Nachkommen gestaltlich ausgesehen haben, dürfen wir doch folgendes erwarten: Auch der Leib der Urmenschen war nicht tierhaft-äffisch mit einigen menschlichen Zügen, sondern gerade umgekehrt; wir erwarten einen menschentypischen Leib mit einigen tierhaften Zügen eingezeichnet. Diese tierhaften Züge wären größtenteils als sekundäre Erwerbungen zu interpretieren; sie sind die evolutiven Kennzeichen des gefallenen und mit der Natur sich abringenden Menschen. Was sagt nun die heutige Paläanthropologie zu dieser Interpretation?

Das Bild der Menschheitsentfaltung nach den fossilen Funden

In den letzten Jahren hat sich in der stammesgeschichtlichen Beurteilung der fossilen Menschenreste eine tiefgreifende und, wie mir scheint, tiefbedeutsame Wandlung vollzogen¹⁵. Die Menschheitsentfaltung vollzog sich während des Eiszeitalters (Pleistozän). Einen tertiären Menschen kennen wir bis jetzt noch nicht, brauchen ihn nach manchen Forschern auch gar nicht zu erwarten. Das Pleistozän umfaßt ca. 600 000—800 000 Jahre. Das ist sehr wenig, wenn man für die dem Eiszeitalter vorausgehende Zeit des Tertitärs 70 Millionen Jahre ansetzen muß. W. Gieseler (vgl. Anm. 15 a. a. O. 955) weist aber mit Recht darauf hin, daß die Darstellung des fossilen Menschen und seiner Entwicklung stets von der Dauer einer menschlichen Generation auszugehen hat, für die man etwa 25 Jahre annehmen darf. Es hätten also im gesamten Pleistozän ca. 24 000—32 000 Generationen gelebt, eine Generationenzahl, die durchaus phylogenetische Umgestaltungen erlaubt.

Das neue Bild der Menschheitsentfaltung in der Eiszeit kommt gerade den biblischen Vorstellungen viel mehr nahe, als die klassischen Theorien, die bisher über die Menschheitsentfaltung entwickelt wurden. Man hatte bisher geglaubt, alle fossilen Dokumente zwanglos in drei große Gruppen eingliedern zu können: 1. Die *Anthropusgruppe*

¹⁴ Vgl. zu diesem Punkt die hier nicht weiter zu diskutierenden Meinungen von H. Conrad-Martius, *Der Ursprung des Menschen*: PhJb 60 (1950) 122—138, und W. Moock, *Natur und Gottesgeist*, 1947, mit dem Beitrag: *Das Paradies. Ein Versuch*, 161—177.

¹⁵ Ich halte mich bezüglich der Wiedergabe der Funde im wesentlichen an die Zusammenfassung von P. Overhage S. J., *Das neue Bild der Menschheitsentfaltung im Eiszeitalter*: Bijdr 15 (1954) 389—402; vgl. ferner W. Gieseler, *Die Fossilgeschichte des Menschen: Die Evolution der Organismen*, hrsg. von Heberer, 5. Lieferung (1957) 951—1109 (mit umfassendem Literaturverzeichnis).

oder, mit anderem Namen, Archanthropinen; 2. die Neandertalgruppe oder Paläanthropinen und 3. die Sapiensgruppe oder Neanthropinen. Man behauptete nun in der klassischen „Dreistufenhypothese“, daß diese drei Gruppen zeitlich nacheinander folgten und aufeinander aufbauten, so daß also sich die Menschheit aus archanthropinen Zuständen, d. h. dem Erscheinungsbild der Pithecanthropusformen, über eine neandertalartige Ausprägung zu ihrer heutigen Sapiensform entwickelte. Es war also eine Höherentwicklung von stark tierhaft-menschenaffischer Ausprägung zur jetztmenschlichen Merkmalsgestaltung, also immer mehr vom Tierleib weg zum Jetztmenschen hin. Neues Fundmaterial der vergangenen Jahre hat nun aber derartig unerwartete Merkmalskombinationen ans Tageslicht gefördert, daß die klassischen Formgruppen weitgehend aufgelöst und vor allem ihr zeitliches Nacheinander völlig in Frage gestellt ist. Es zeichnet sich bereits ein neues Bild vom Werden der Menschheit im Eiszeitalter ab.

Um welche neuen Funde handelt es sich? Da sind 1. die aus Transvaal in Südafrika stammenden Australopithecinen, die man auch „Fastmenschen“ genannt hat. 2. Die Palästinafunde besonders vom Berge Karmel und 3. die Präsapiensfunde bes. aus Europa. Das Neue, das uns diese Funde gebracht haben, ist besonders im Hinblick auf unsere bisherigen Betrachtungen etwa folgendes: Die eigentlich menschliche Form (Sapiensform) erhält eine ganz neue Bedeutung und ein unerwartet hohes, weit über die letzte Würmvereisung hinausreichendes Alter. Viele tierhafte Merkmale, die wir bisher als urtümlich, primitiv betrachtet haben (z. B. die Überaugenwülste), erscheinen uns heute als Sonderbildungen und liegen nicht mehr in der Linie der Menschheitsentfaltung, so daß der frühe Mensch, man möchte fast etwas überspitzt sagen immer menschlicher wird, d. h. menschlicher ist, als die noch sehr tierhafte Gestalt des Urmenschen, den uns die klassische Dreistufenhypothese darstellte. Deshalb sagt der Freiburger Paläanthropologe mit Recht, daß das Aufsehererregende dieser neuen stammesgeschichtlichen Perspektive vor allem darin liege, „daß das Bild des Menschen im Blickfeld der Biologie immer menschlicher erscheint . . . An die Stelle des brutal-tierhaften Urmenschen, wie er in der Phantasie von Ernst Haeckel lebte, ist heute ein Menschenbild getreten, aus dessen Antlitz seit Anbeginn der Hauch des Geistes weht.“¹⁶

„Schon 1944 hat F. Birkner diese Gedanken ausgesprochen und festgestellt, daß der Urmensch weder pithecoide (menschenaffenähnliche)

¹⁶ J. Kälin, Die ältesten Menschenreste und ihre stammesgeschichtliche Deutung: *Historia mundi I, Frühe Menschheit*, München 1952, 96. Vgl. auch P. Overhage S. J., Die Frage nach den unmittelbaren Vorfahren der Jetztmenschheit: *Schol 28* (1953) 186—201.

noch Neandertalermerkmale hatte, er war vielmehr „seinem Leibe nach ‚Mensch‘ mit Homo-recens-Merkmalen“¹⁷. Zu den einzelnen Fundkomplexen seien noch einige erklärende Bemerkungen gemacht.

Die stammesgeschichtliche Bedeutung der Australopithecinen

Den Anfang der Menschheitsentfaltung sah man bisher, d. h. nach dem Bild der Dreistufenhypothese, in den Formen der Anthropusgruppe. Sie galten als die gesuchten Zwischenglieder zwischen Mensch und einem menschenaffenähnlich gedachten Vorfahren. In Wirklichkeit besitzen diese Menschenformen zahlreiche tierhafte Züge: im ganzen eine sehr robuste Schädelarchitektur, mächtige Überaugenwülste, fliehende Stirn, starke Vorschnäuzigkeit, grobe Kiefer und große Zähne, fehlendes Kinn und andere Kennzeichen mehr. Am bekanntesten ist unter den Funden der berühmte *Pithecanthropus erectus* von Java und der *Pithecanthropus pekinensis* oder *Sinanthropus* von Choukoutien bei Peking. Auch aus Afrika kennen wir einen *Pithecanthropus* (*P. njarasensis*). Vielleicht gehört auch der Heidelberger Unterkiefer in diese Formengruppe. Weitere kritische Formen darf ich hier übergangen. Die Vertreter dieser Gruppe zeigen auf jeden Fall eine deutlich tierhafte Formprägung, weshalb man früher glaubte, in ihnen das „missing link“ gefunden zu haben. „Die ungemeine Thero-morphie“ (Heberer), d. h. die Tierähnlichkeit dieser Formen, ist auf jeden Fall so stark ausgeprägt, daß auch heute noch Forscher den *Pithecanthropus* ins Tierreich verweisen¹⁸.

Durch die Entdeckung einer ganz neuen Formengruppe in Transvaal (Südafrika), nämlich der Australopithecinen, erscheinen aber gerade diese tierischen Merkmale der Anthropusgruppe in einem ganz anderen abstammungsgeschichtlichen Licht. Eine Menge fossiler Reste in einer Fülle von Formen wurde gefunden: *Australopithecus africanus*, *Plesianthropus transvaalensis*, *Paranthropus robustus* und *P. crassidens*, *Telanthropus capensis*, *Australopithecus prometheus*. Ein Teil gehört in die Wende vom Tertiär, d. h. vom Pliozän zum Eiszeitalter. Trotzdem die Funde ein so hohes Alter haben und sicher noch keine echten Menschen waren, fallen diese Formen durch zahlreiche menschentypische Merkmale auf, so daß man sie „Fastmenschen“ genannt hat. Trotz der menschenäffischen Proportionierung des Schädels, ist doch das Gebiß, der Zahnbogen und besonders das fast völlige Fehlen der für Menschenaffen so typischen Überaugenwülste, ferner die völlig

¹⁷ F. Birkner, Zum Erscheinungsbild von Adam und Eva: *Haec loquere*, und *Klerusblatt*, Würzburg 1944, 155.

¹⁸ Vgl. Fr. Mayr, *Woher der Mensch? Das Ende der klassischen Abstammungslehre*, Eichstätt 1954, 14.

aufrechte Gangart u. a. m. durchaus menschentypisch und bedeutete bei so alten Formen eine völlige Überraschung für die Forschung, die mit wachsendem Alter der Funde eine immer stärkere menschenäffische (theromorphe) Gestaltung erwartete.

Jetzt müssen wir also eine ganz andere Deutung zu geben versuchen: Die menschenäffischen Merkmale der *Anthropus*-Gruppe können nicht mehr weiter als ursprünglich angesehen werden, sie sind also nicht mehr weiter als Anklänge an äffische Vorfahrenzustände (an ein schwingkletterndes Menschenaffenstadium) zu betrachten. Sie sind vielmehr als Sonderentwicklungen zu deuten und verlieren damit ihre frühere stammesgeschichtliche Bedeutung, d. h. aber: sie können nicht mehr als Durchgangsstadium zur heutigen Menschheit angesehen werden. Man hat heute keine Bedenken mehr, die südafrikanischen „Fastmenschen“¹⁹ (*Australopithecinen*) als Modellgestalten der Menschheitsentfaltung anzusehen und nicht eine schwingkletternde Menschenaffenform.

Die erregende Tatsache, daß die *Australopithecinen* — obwohl sicher noch keine Menschen — dennoch schon völlig aufrecht gegangen sind und ein menschenartiges Gebiß hatten, zeigt, daß wir mit einer verhältnismäßig sehr langen Zeit rechnen müssen, in der bereits typische Gestaltmerkmale des Menschen gleichsam leiblich vorpräpariert wurden²⁰. So muß sich wohl der aufrechte Gang (nach Grahmann)²¹ schon im Laufe des Pliozäns (vor etwa 10 Mill. Jahren) herausgebildet haben. Es ist ferner heute nicht mehr als unwahrscheinlich zu bezeichnen, daß die Trennung der zum Menschen führenden Entwicklungslinie von den nächst verwandten Großaffen schon im Miozän einsetzte.

Es gibt wohl kaum ein anderes gestaltliches Merkmal, das so entscheidend die Richtung zum Menschen hin anzeigt, als der aufrechte Gang. Durch ihn erst wird die Hand frei zum Greifen, und damit wird zugleich die Mundpartie selbst entlastet, die ja sonst bei Tieren das wichtigste Greiforgan ist. Das hat aber zur Folge, daß die bei den höheren Affen ebenfalls als Greiforgane ausgebildeten, sehr überragenden Eckzähne zurückgebildet werden und sich ein menschen-

¹⁹ P. Overhage S. J., „Fastmenschen“: Wort und Wahrheit 10 (1955) 39—49.

²⁰ Kälin (a. a. O. 96 f.) sagt zu diesem Befund: „Die Tatsache, daß typenhafte Züge der Hominiden, welche man früher auf diese beschränkt glaubte, in so großem Umfange in prähominiden Vorstufen vorgebildet sind, ist ein weiterer Hinweis auf die frühzeitige Ausgliederung des prähominiden Gestalttypus aus dem Stock der Catarrhinen. Diese Schlußfolgerung wird unterstrichen durch die Dokumente der British-Kenya Miocene Expedition aus dem unteren Miozän von Ostafrika, bei welchen die auffallenden Züge der späteren Pongoidea zum Teil noch fehlen, während an Schädel und Extremitäten unverkennbare Anklänge an die Cercopithecoidea und an die Hominoidea vorliegen. Diese Situation berechtigt uns zu der Annahme, daß die Evolutionslinien der Pongoidea und der Hominoidea bereits im Pliozän aus einem gemeinsamen Wurzelstock ausgegliedert wurden.“

²¹ R. Grahmann, *Urgeschichte der Menschheit*, Stuttgart 1952, 61.

artiges Gebiß mit 32 gleich hohen Zähnen ergibt. Dennoch waren diese Australopithecinen besonders wegen ihrer geringen Gehirnausbildung (Zerebralisation) keine Menschen. Nun hat Edinger in seinen paläoneurologischen Arbeiten nachweisen können, daß einer höheren Gehirnausbildung immer die Evolution des gestaltlichen Typus vorausgeht. Der Schritt zur aufrechten Haltung konnte sich also durchaus vor der eigentlichen humanen Zerebralisation ereignen. Die außerordentlich wichtigen Zerebralisationsstudien von Portmann und seiner Schule haben uns außerdem gezeigt, daß einer höheren Gehirnausbildung in der Evolution einer Gruppe stets die Umbildung des Ontogenesetypus vorausgegangen sein muß²². Wir dürfen also auch den für den Menschen bezeichnenden Ontogenesetyp als ein außerordentlich altes Merkmal der menschlichen Linie ansehen, das wohl ebenfalls vor der menschlichen Großhirnentwicklung da war, die dann als die letzte Stufe zum eigentlichen Menschen angesehen werden kann.

Wir dürfen bei der Frage des aufrechten Ganges oder besser der aufrechten Haltung nicht vergessen, daß die aufrechte Körperachse eine ganz bestimmte raumsymbolische Verhaltenssituation schafft. A. Vetter hat zur Deutung der aufgerichteten menschlichen Gestalt in seinem Buch „Natur und Person“ (165) Wesentliches gesagt: „Vor aller gedanklichen Wesensbestimmung hebt sich der Mensch schon durch die intuitiv faßbare Eigenart seines Erscheinungsbildes aus dem Umkreis der Lebewesen insgesamt heraus. Und was ihn hier grundlegend vom Tier unterscheidet, ist die vollkommene Aufrichtung seiner leiblichen Gestalt, ihre Querstellung zum tragenden Boden. Diesem eindrucksvollen Kennzeichen seines Ausnahmeranges in der Natur wohnt eine raumsymbolische Bedeutung inne, von der die Physiognomik ihren Ausgang nimmt . . . Die Waagerechte symbolisiert den tragenden Boden, von dem sich das Tier kraft seiner Eigenbeweglichkeit löst, dem es aber durch die Lage seines Körpers doch zugewandt und verwandt bleibt. Sein aufrechter Stand enthebt den Menschen der ruhelosen Bewegungsflut, in der das Tier lebt, und läßt ihn erst festen Fuß auf der Erde fassen. Im Ausrufezeichen seiner stehenden Leibesgestalt versinnlicht sich keine Tat, sondern der Sinn seines beständigen Selbstbewußtseins.“ Wie sehr raumsymbolische Beziehungen das ganze soziale Leben eines Tieres durchdringen, haben Untersuchungen an Fischen klar erwiesen²³. Die Aufrichtung der Körperachse bei den Australopithecinen muß ganz entscheidende raumsymbolische Konsequenzen für das Verhalten dieser Fastmenschen gehabt haben.

²² Portmann, a. a. O. 123.

²³ A. Haas, Über die soziale Rangordnung kleinzahliger Gruppen des Malabarbärblings (*Danio malabaricus* Jerdon): Zeitschrift für Tierpsychologie 13 (1956) 31—45.

Die Neandertaler und die Palästinamenschen

Zu dieser Fundgruppe möchte ich nur ganz kurz Stellung nehmen. Das Erscheinungsbild des Neandertalers dürfte ja den meisten Lesern aus der Literatur bekannt sein: auffallend der massige, ja geradezu unförmige Kopf mit einem ganz beträchtlichen Gehirnvolumen, dann aber vor allem die außerordentlich großen, massig vorragenden Überaugenwülste, denen sich eine niedrige fliehende Stirn anschließt und der kinnlose, ebenfalls sehr massige Unterkiefer.

Wegen der starken Überaugenwülste kommen die Neandertaler ähnlich wie die Pithecanthropusformen als Durchgangsstufe zur Sapiensform nicht mehr in Betracht. Eine Verwirrung in die klassischen Auffassungen brachten vor allem die Palästinafunde. Diese Palästinamenschen stammen aus zwei Höhlen (Tabun- und Skuhlhöhle) am Berge Karmel sowie aus der Gegend von Nazareth und dem See Genesareth und haben wohl interglaziales Alter. Das Sonderbare an diesen Menschen ist, daß sie einen Mischtypus darstellen, bei dem sich Merkmale des Neandertalers und des Sapiensmenschen in jeweils anderer Weise zusammenfinden, mischen. Ähnliches läßt sich von den sogenannten Präneandertalern sagen, z. B. von dem Schädel des Steinheimer Menschen aus dem vorletzten Interglazial. Dieser Steinheimer Mensch besitzt schon eine Reihe von Sapiensmerkmalen, lange bevor der typische Neanderthaler in Erscheinung tritt. Wie soll man diese Befunde nun deuten? Heberer sagt, daß man, besonders wenn man sich etwa an die Skuhlpopulationen vom Berge Karmel erinnert, diese Menschengruppen wohl nicht anders als Bastardpopulationen auffassen kann. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß neanderthal- und sapiensähnliche Formen in der letzten Zwischeneiszeit nebeneinander gelebt haben. Damit ist das klassische Schema der Menschheitsentwicklung wiederum entscheidend gesprengt, und wir müssen „mit einem hohen Alter und einer langen selbständigen Geschichte des neanthropinen Astes rechnen“ (Heberer).

Noch eine weitere Folgerung scheint vielen Anthropologen heute unausweichlich, eine Folgerung, die für das Problem der Einheit des Menschengeschlechtes von der größten Bedeutung ist: Wenn wir die außerordentliche Typenvielfalt der Neanderthalgruppe (aber auch der Anthropusgruppe) betrachten — neben den Präneanderthalern und den Palästinamenschen kennen wir ja auch noch vor allem den Hochneanderthaler der letzten Würmvereisung —, so entsteht die Frage, „ob die Menschheit jemals in der Vorzeit Bevölkerungsgruppen gebildet hat, die sich miteinander nicht fruchtbar kreuzen konnten, sich also wie echte Arten verhielten“ (P. Overhage, Das neue Bild der Menschheitsentfaltung: Bijdr 15 [1954] 396): „Alle Befunde deuten

darauf hin, daß die Menschheit auf jedem zeitlichen Horizont eine einzige typenreiche (polytypische) Art, d. h. eine einzige weltweite Fortpflanzungsgemeinschaft mit untereinander zwar fruchtbaren, aber zeitweilig isolierten Rassengruppen gebildet hat. Den alten Bezeichnungen (*Pithecanthropus erectus*, *pekinensis* usw., *Homo sapiens*, *neanderthalensis* usw.) käme dann nur mehr der Wert von Symbolen für einzelne Rassen und ihre Untergruppen zu.“

Die Sapiensgruppe und die Präsapiensfunde

Die zur Jetztmenschheit gehörige Sapiensgruppe möge das Bild, das uns die heutige Paläanthropologie vom Menschen bietet, abrunden. Zum gestaltlichen Ausdruck brauche ich nur einige Merkmale anzufügen: vor allem das Überwiegen des Hirn- gegenüber dem Gesichtschädel, die steil aufsteigende Stirn, das gewölbte Hinterhaupt, die ausgeprägte Kinnbildung und vor allem das Fehlen jeglicher Überaugenwülste. Besonders seit der zweiten Hälfte der letzten (Würm-) Vereisung wird diese Merkmalskombination durch die fossilen Reste der grobgliedrigen und grobwüchsigen Cromagnon- und der zartgliedrigen und kleinwüchsigen Aurignacleute belegt. Dieses sind natürlich nicht die einzigen Formgruppen. Auch die Sapiensgruppe ist wie die anderen Menschengruppen in verschiedenartig geprägte Bevölkerungen und Rassen aufgespalten gewesen. Woher kommt nun diese, im ganzen gesehen, so einheitlich geprägte Sapiensbevölkerung?

Diese Frage beunruhigt schon seit Jahrzehnten die Anthropologen. Um gleich die Antwort zu geben: Wir suchen heute die Ahnen nicht mehr in der Neanderthalgruppe — wie das die klassische Theorie tat —, sondern bei der sogenannten Präsapiensgruppe, wie sie schon früher von Forschern wie Birkner, Leakey und Lebzelter gefordert wurde. Als Hauptzeuge kann heute der Fund von Fontéchevade gelten, welcher aus dem letzten Interglazial stammt. Vallois und Montagu (der 1949 den Fund nochmals überprüfte) stellten die sapiens-eigentümliche Gestaltung unzweifelhaft fest. Das höhere Alter der Sapiensform wird neuerdings auch durch prähistorische Arbeiten besonders von Asmus, Freund und Rust unterstrichen. Nach diesen neuesten Ergebnissen scheidet also der Hochneanderthaler der frühen Würmvereisung sicher als Vorfahre der Jetztmenschheit aus. Er muß als eine einseitig spezialisierte Sonderform, als aberranter Typ (*Le Gros Clark*) betrachtet werden.

Wir dürfen also jetzt noch eine letzte Frage stellen: Welches ist nach dem heutigen Stand der Wissenschaft wohl die geschichtliche Urform des Menschen? Ein Vertreter der *Anthropus*-Gruppe kommt nicht in Frage, wie wir gesehen haben. Ebenso scheiden Formen wie die Hoch-

neanderthaler aus. Vielleicht müssen wir an den Anfang eine Form mit sapienstümlichen Merkmalen stellen. Die Schädel von Steinheim und Swanscombe aus dem vorletzten Interglazial beweisen, daß Sapiensmerkmale ein sehr alter Besitz der Menschheit sind. So mag am Anfang eine Form gestanden haben, die uns viel menschentypischer erscheint mit nur wenigen tierhaften Zügen, während alle anderen Formen mit ihren tierhaften Spezialbildungen als Varianten, Seitenlinien dieses mittleren Urtyps zu gelten hätten, eine Deutung, die wir nach dem biblischen Befund erwarten müssen. Ich wiederhole die Feststellung Kälins, daß an die Stelle des brutal-tierhaften Urmenschen . . . heute ein Menschenbild getreten ist, aus dessen Antlitz seit Anbeginn der Hauch des Geistes weht.

Johannes von Franckfurt als der mutmaßliche Verfasser von „Eyn deutsch Theologia“

Von R. Haubst, Mainz

Über den Verfasser dieser Schrift ist schon viel gerätselt worden¹. Angesichts ihrer großen geistesgeschichtlichen Bedeutsamkeit ist das auch nicht zu verwundern. Martin Luther edierte sie erstmals, und zwar zunächst (1516) einen Auszug unter dem Titel „Eyn geistlich edles Buchleyenn“ usw., dann (im Jahre 1518) die ganze Schrift. Eine Augsburger Edition des gleichen Jahres gab dem Werke für die Zukunft den Namen „Eyn deutsch Theologia“ oder „Theologia deutsch“. Die junge Reformation fühlte sich von dessen Mystik und theologischer Denkweise sehr angesprochen. Inzwischen sind etwa siebzig weitere Ausgaben in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache erschienen².

Im Jahre 1843 wurde erstmals eine Handschrift bekannt, die älter ist als die Drucke und deren Textgestalt auch dem Original näher stehen dürfte als die von Luther veröffentlichte³. Im folgenden werden wir daher auch von dieser Handschrift ausgehen. Diese befand

¹ Vgl. besonders Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 3. Aufl., Bd. 19, 626—31; Erg.-Bd. 2 (1913) 561—63. — Wie groß in manchen Kreisen immer noch das Verlangen ist, Näheres über den Autor zu erfahren, bekundet zuletzt ein Beitrag von K. Wessendorf: Evangelische Theologie 16 (1956) 188 bis 192. Darin werden allerdings leider nur mysteriöse Andeutungen des 1955 verstorbenen Frankfurter Museums-Direktors H. Bingemer wiedergegeben, der, wenn er Näheres wußte, sein Geheimnis mit ins Grab nahm.

² Vgl. Theologia Deutsch, herausg. von H. Mandel, Leipzig 1908, V ff.; J. Bernhart, Eine deutsche Theologie, München 1957, 115—126.

³ Vgl. K. Müller, Zum Text der Deutschen Theologie: ZKirchGesch 49 (1930)